

Zum Entstehen und Vermeiden von Jagddruck

Jagddruck ist Gift!

Wer auf beschränktem Raum häufig seinem Wild nachstellt, erweist sich einen Bären dienste. Er produziert nämlich Jagddruck mit allen unerwünschten Nebeneffekten. Doch wie läßt der sich gering halten, wenn die Abschlußfüllung unter den Nägeln brennt?

Einem interessanten Abschlußbock galt mein Ansitz am Rande der ruhigen, allseitig vom Wald eingeschlossenen Wiese. Noch stand die Sonne hoch an diesem warmen Juniabend, und doch äste bereits ein halbes Dutzend Rehe zu Füßen der offenen Kanzel. War da nicht eine Bewegung im Halbdunkel des Bestandes gegenüber? Das Glas verriet, daß mich die Sinne nicht getäuscht

hatten. Eine Geiß, und was für eine „schlich“ dort förmlich dem Waldrand entgegen: feuerrot, mit dürrem Träger und eselsgroßen Lauschern auf dem trockenen Haupt. Minutenlang sicherte die Alte regungslos zur Wiese, und nur die wechselweise nach vorn gestellten Lauscher verrieten angespannte Nervosität. Wind von mir konnte sie nicht haben, und so wußte ich mir eigentlich keinen Reim auf das übervorsichtige Verhalten zu machen. Doch als das Haupt ruckweise höher wanderte und die Lichter geradewegs die Kanzel fixierten, schloß ich jeden Zufall aus: Sie inspizierte die Leiter, wartete auf eine verräterische Bewegung, ein Geräusch, eine Reflexion von Glas oder Metall. Ich weiß nicht mehr, wie lange wir uns belauerten, doch dann drehte die Geiß um und verschwand so heimlich, wie sie aufgetaucht war. Ein Knacken in meinem Rücken ließ mich zehn Minuten später zusammenzucken. Im selben Moment schreckte ein rauher Bariton und empfahl sich mit rumpelnden Fluchten. Mir blieb gerade noch Zeit festzustellen, daß sie es war, die das Geviert umschlagen hatte, um sicher zu gehen und Wind zu holen. Und von da ab hörte ich sie den ganzen Abend mal von der einen, dann von der anderen Seite schmälen, gerade so, als ob sie jedem Artgenossen persönlich mitteilen mußte: Da oben sitzt er!

Wie viele Kitze mochte sie wohl von der Kanzel aus verloren haben in ihrem langen Geißleben? Und wann mag bei ihr letztlich der berühmte Groschen gefallen sein, wo die eigentliche Gefahr lauert? Gesehen habe ich sie übrigens nie wieder und von ihrem weiteren Schicksal auch nichts erfahren.

Daß Wild schnell lernt und erstaunlich flexibel reagiert, konnte ich wiederholt beobachten. Am eindrucksvollsten

beim Rotkahlwildansitz auf einem Truppenübungsplatz: Lange vor Ende des Büchsenlichtes zog ein Großrudel gemächlich zwischen feuernden Haubitzen und ihren Bedienungsmännern hindurch zur Äsung. Die Druckwellen der Abschüsse, das infernalische Krachen der schweren Artillerie, das Rufen der Mannschaften in nächster Nähe schienen das Leittier nicht im geringsten zu stören. Doch als von weit her ein Büchsen schuß zu vernehmen war, verhoffte es, machte ein paar ungeschlüssige Schritte hin und her, wendete und führte das Rudel zügig dorthin zurück, wo es hergekommen war.

Nicht minder interessant ist das Verhalten von Wild, wenn es sich anschiekt, wenig bejagte Gefilde zu verlassen, um attraktive Äsungsplätze außerhalb aufzusuchen. Während es vor der imaginären Grenzlinie noch bei gutem Licht vertraut hin- und herbummelt, wird es im Nahbereich zunehmend vorsichtiger, sammelt sich schließlich und überfällt die kritische Zone im scharfen Troll oder gar flüchtig, um später wieder eine langsame Gangart einzuschlagen.

Landauf, landab wird die Unruhe in den Revieren und damit die Beunruhigung des Wildes beklagt. Ein Zustand, der sich fraglos verschärft hat, seit das Auto zum festen Inventar jeder Familie geworden ist, seit die Mechanisierung der Landwirtschaft ihren Höchststand erreicht und die Freizeitwelle den Naturgenuß wieder salonfähig gemacht hat. Doch weiß das Wild durchaus mit dem Menschen zu leben. Und solange von ihm keine Gefahr ausgeht, wahr es erstaunlich geringe Fluchtdistanzen.

Die Rehe in der Nähe des Bauernhofes unweit meines Wohnortes haben wahrscheinlich noch nie eine Kugel pfeifer hören. Es macht ihnen überhaupt nichts aus, wenn sich der Bauer auf den Traktorschwinge, wenn der Briefträger die Post bringt oder Besuche zum Hof fahren. Sie wahren eine gewisse Distanz und ziehen sich zurück, wenn dies unterschritten wird.



Die hochsensiblen Rottiere lernen sehr schnell, von wo ihnen Gefahr droht. Diese Plätze werden bald gemieden



Empfindet Wild keinen Jagddruck, hält es sich auch gern – wie beispielsweise dieses Rehwild – in der Nähe menschlicher Behausungen auf

Parkanlagen auf jedem Auge Federn zu haben, die Elstern am Komposthaufen, die Krähen hinterm Pflug, das Rotwild an der regelmäßig beschickten Schaufütterung im Gebirge – sie alle fürchten den Menschen nicht – solange er kein Gewehr trägt respektive es gebraucht.

Machen wir uns doch nichts vor: Wir Jäger stellen dem Wild nach, nicht der Spaziergänger, der Jogger oder der Biker. Wir und nicht jene prüfen den Wind, bewegen uns wie Raubwild, indem wir auf leisen Sohlen geduckt pürschen und jedwede Deckung ausnutzen. Fast immer dringen wir in den „Intimbereich“ des Wildes ein, überraschen es und veranlassen es zu panischer Flucht. Mir jedenfalls ist es noch nicht passiert, daß ich Wild, welches von mir bei der Pürsch vertreten wurde, am Rückweg noch mal in Anblick bekommen habe.

Zugegeben: Als Jäger muß ich mein ganzes Können in die Waagschale werfen, wenn ich das Wild bei der Pürsch oder beim Ansitz vom Boden aus überlisten will. Das Verlassen auf die eigenen Instinkte, das Heranarbeiten an das Beutetier – gleich welcher Art – und als krönender Abschluß der erfolgreiche Schuß reizen unge-

mein und befriedigen das jagdliche Ego mehr als der kunstlos ersessene und von hoher Warte aus geschossene ahnungslose Kapitalbock. Kaum ein Jäger kann und will sich also der Faszination der (gelegentlichen) Pürsch entziehen. Mit Recht wiesen aber schon unsere Altvorderen darauf hin, daß derjenige, der häufig pürscht, sein Revier leerpürscht, daß solche, die wöchentlich Hecken und Remisen, Altgrasstreifen und Sturzäcker abklappern, die Hasen zum Nachbarn treiben. Zwischen dem Einzelerfolg und dem Nachsehen existiert nämlich ein beträchtliches Mißverhältnis.

In der Regel bedarf doch derartige Beutemachen mehrerer Anläufe. Hier knackt ein Ästchen zuviel, da rollt unbeabsichtigt ein Steinchen, dort schlägt Metall gegen Stein: Im einen Fall vereitelt küselnder Wind das Vorhaben, im anderen warnt verdeckt stehendes Wild seine Artgenossen. Bei jeder Pürsch – auch zum Hochsitz – hinterlassen wir zudem Witterung. Und oft genug dort, wo sie für das Wild ein Alarmsignal darstellt: im Einstand, am Wechsel zur Äsung – und ungewohnt und gefahrverheißend. Vor allem dann, wenn das Tier

den Schluß Jäger-(Witterung)-Schuß-Tod schon nachvollziehen konnte. Der Effekt ist immer der gleiche. Das Wild flieht. Es fühlt sich gestört, es wird vergrämt.

Ganz anders dagegen „stört“ der Spaziergänger, solange er auf den Wegen bleibt. Er bewegt sich frei, kündigt unbeabsichtigt durch Geräusche aller Art sein Kommen an und gibt dem Wild die Gelegenheit, sich auf den „Störenfried“ einzustellen, ihn als ungefährlich zu erkennen und sich in die Deckung zurückzuziehen. Dort verhält es sich ruhig, wartet ab, bis sich die Störquelle wieder erkennbar entfernt und nimmt die vorherige Betätigung wieder auf. Es erstaunt immer wieder, welche geringe Fluchtdistanz Rehe, aber auch Rotwild oder Sauen gegenüber Waldbesuchern wahren, wenn sie sich ungezwungen auf vielbelauften Pfaden bewegen. Selbst vom Hund an der Leine fühlen sie sich wenig beunruhigt. Menschliche Witterung an einem Weg, einer Straße ist für das Wild nichts Neues. Es hat sich dort an sie gewöhnt, es verbindet sie nicht mit Gefahr.

Gravierender sind schon die Störungen durch Pilz- und Beerensucher. Erstere kriechen ja

oft genug beim ersten und noch im letzten Licht in Einständen herum und sorgen damit nachhaltig für Unruhe. Zum Glück fallen ihre Hauptaktivitäten in die Sommermonate.

Bei uns Jägern kommt noch etwas hinzu: Mit großer Wahrscheinlichkeit hinterlassen wir für die hochsensiblen Windfänge des Wildes noch einen besonderen, einen warnenden Duft. Unsere Ausdünstungen entweichen durch Jagdkleidung, die in langem Gebrauch (Schuhe, Lederhose) gar manches Mal mit Schweiß und Geruchspartikeln erlegten Wildes in Berührung geraten ist und deshalb eine unverwechselbare Note trägt. Kein Wunder also, daß auch mein Hund merkt, wenn ich zur Jagd will. Er umschmeichelt mich wedelnd, sobald ich die Jagdhose anziehe; er springt um mich herum, wenn ich das Gewehr aus dem Schrank hole. Woran aber erkennt er untertags, zur „Unzeit“ also, meine Absicht, wenn ich „Zivilkleidung“ trage und kein Gewehr in der Hand halte? Hundertmal kann ich nach draußen gehen, ohne daß der Phylax sich von seinem Platz erhebt. Doch im für ihn entscheidenden Augenblick ist er jedesmal zur Stelle. Woran merkt das Damwild im Gehege, wenn einmal im Jahr einige Stücke herausgeschossen werden müssen? Eräugt es den todbringenden Gegenstand in der Hand und zieht sich deshalb entgegen der sonstigen Gewohnheit in die Deckung zurück oder bewege ich mich unbewußt anders, wenn ich zur Tat schreiten muß?

Natürlich tragen wir unseren speziellen Geruch von der Ansitzleiter zum Anschuß, und dort steht er neben der Wundwitterung. Diese Kombination von Todes- und Menschenwitterung prägt sich selbstverständlich dem Wild ebenfalls ein. Kaum ein Einstand, in dessen Nähe nicht eine Ansitzeinrichtung steht. Und wenn es von dort immer wieder mal kracht, wird sie über kurz oder lang vom Wild als Gefahrenquelle erkannt und nach Möglichkeit gemieden.

Zum Lernprozeß trägt eben-

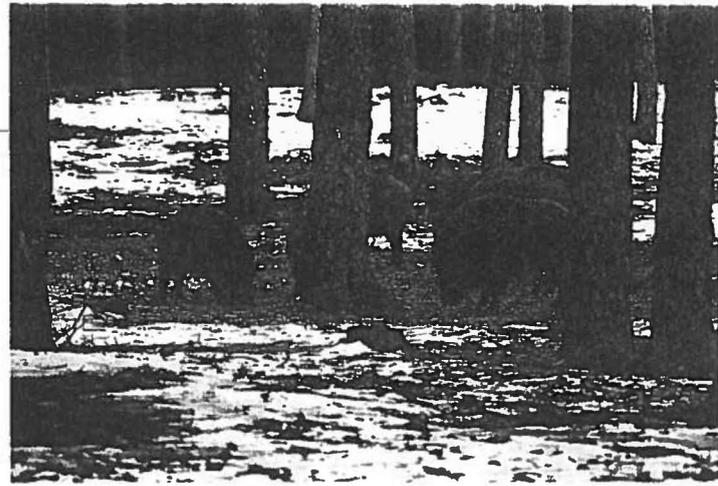
falls die verbreitete Praktik des „Kleckerns“ bei, also aus Familienverbänden grundsätzlich nur ein Mitglied zu schießen, selbst wenn sich die Chance der Dublette oder Triplette bietet. Wiederholt sich das am gleichen Platz mit Regelmäßigkeit, erzeugen wir schnell unnötigen Jagddruck. Ihn forcieren wir um so mehr, je kleiner die bejagten Flächen sind, je häufiger wir sie aufsuchen, je aggressiver wir jagen und je öfter wir auf begrenztem Raum Stellungswechsel vornehmen. Das alles spielt sich natürlich im Wald ab, wenn draußen die Fluren erst einmal ausgeräumt

sind. Und hat das Wild den Menschen erst einmal als Bedrohung kennengelernt, kommt irgendwann einmal der Punkt, von dem ab es nicht mehr zwischen gefährlichem Jäger und ungefährlichem Waldbesucher unterscheidet. Dann zwingt es die Angst vor der allgegenwärtigen Gefahr, in den schützenden Einständen zu bleiben, zumindest solange Büchsenlicht herrscht. Damit provozieren wir ungewollt Schältschäden bzw. Verbiß. Der steigt selbstverständlich mit der Zahl des sich verbergenden Wildes und ist logischerweise dann höher, wenn zu Beginn der Jagdzeit bei den Abschüssen äußerste Zurückhaltung praktiziert wurde.

Wenn das Wild seinen Energiehaushalt drosselt, braucht es vor allem Ruhe. Ein Faktor, dessen Bedeutung meistens zu wenig Gewicht beigemessen wird. Jagddruck wiederum bedeutet mehr Streß und erhöhten Energiebedarf, so daß letztlich weniger Individuen mehr Schäden anrichten können, als man gemeinhin annehmen möchte.

Jagdausübung bedeutet immer Beunruhigung. Doch wann und in welchem Ausmaß sich eventueller Jagddruck negativ auszuwirken beginnt, hängt doch sehr von der Art und Weise ab, wie gejagt wird. Daß viele Jäger auf kleiner Fläche schon durch ihre Anwesenheit mehr Unruhe in das Revier tragen als wenige auf großem Areal, ist logisch, wenn auch in der Praxis oft nicht zu ändern. Folglich gilt es den Hebel bei der Häufigkeit der Jagdhandlungen bzw. ihrer Verteilung anzusetzen.

Die Maxime lautet deshalb: Möglichst viel bei möglichst wenigen Ansitztagen zu erlegen. In einem mir persönlich sehr gut bekannten Heiderevier wird die Intervalljagd mustergültig praktiziert, indem nahezu der ganze Kahlwild- und Sauenabschuß an vier Ansitzwochenenden zwischen Juni und Dezember von einem Dutzend erfahrener Jäger nach strengen Selektionskriterien erfüllt wird. In der restlichen Jahreszeit bzw. zwischen den



Wenn sich die Chance bietet, sollte man lieber einmal mehrere als mehrmals nur einen Frischling schießen

Fotos: (3) W. Osgyan

Jagden bleibt das Wild von allen Nachstellungen verschont. Daher sucht es die Äsungsplätze zum Teil noch bei gutem Tageslicht völlig vertraut auf. Das erlaubt im Fall der Fälle exaktes Ansprechen und sichere Schüsse. Freilich bedarf es einiger Organisation, zwanzig und mehr Stück Hochwild pro Jagd der Verwertung zuzuführen.

In allen Bundesländern dürfen Böcke ab dem 16. Mai erlegt werden, in einigen sogar zusammen mit Schmalrehen ab dem 1. Mai. Was spricht eigentlich dagegen, die Abschüsse in der Jugendklasse schnellstmöglich zu erfüllen? Natürlich heißt es dann, ruppige Decken zu akzeptieren und zu tolerieren, wenn jemand zum Anfang der Schußzeit gleich ein halbes Dutzend Rehe liefert. Wenn hier Stücke nicht in Gesellschaft anderer erlegt wurden, hält sich der Jagddruck durchaus in Grenzen.

Zu klotzen gilt es ebenfalls, sobald die Jagdzeit für weibliches Wild im September beginnt. Ab Ägidi (1.9.) sind vielerorts die Chancen besser als im eigentlichen Herbst, ganze Sippen der Wildbahn zu entnehmen, weil sich das Rehwild noch in den über die gesamte Flur verteilten Maischlägen aufhält. In gar nicht wenigen Revieren ließe sich so der Abschluß bis Mitte Oktober weitgehendst erfüllen. Nur wollen muß man und in Kauf nehmen, daß die Kitze etwas weniger Verkaufsgewicht auf die Waage bringen. Falls es um diese Zeit mit der Vermarktung nicht klappen will, leistet eine Gefriertruhe bis zum Weihnachtsgeschäft treue Dienste.

Wer gutnachbarschaftlichen Beziehungen nicht nur das Wort redet, sondern es ernst damit meint, mag seine Nachbarn zum Gemeinschaftsansatz auf weibliches Wild einladen und auf diese Weise zur rechten Zeit und nicht erst, wenn sich alle anderen Strategien erschöpft haben, mit vielen Büchsen das erledigen, wofür sonst häufige Reviergänge notwendig wären. Wenn das reichum praktiziert würde, erführe weder die persönliche noch die Gesamtstrecke eine Minderung, wohl aber der Jagddruck. Ansitzjagden im Winter, egal ob angerührt oder nicht, würden sich in vielen Fällen erübrigen. Doch wo sie, wie auch Drückjagden, der Geselligkeit wegen in Maßen gepflegt werden, stellen sie im Vergleich zur intensiven Einzeljagd aus der Sicht der Wildbeunruhigung immer noch die bessere Lösung dar.

In etlichen Revieren hat es sich mittlerweile eingebürgert, an einem zentralen Ort aufzubrechen und das Gescheide geschlossen zu entsorgen. Die Verantwortlichen haben gute Gründe, warum sie es so machen und auch, daß sie alle Mitjäger dazu anhalten, erst abzubauen, wenn das letzte Stück Wild den Bannkreis verlassen hat.

Letztlich nützen weder Hegeappelle, gute Vorsätze bzw. Empfehlungen noch Fütterung bzw. Wildläcker Wild und Wald, wenn der Weg zur bereiteten Äsung immer wieder mit Blei bepflastert wird und das Wild schließlich die für das Wohlbefinden so wichtigen Plätze aus Angst vor der drohenden Gefahr „Jäger“ meidet.

Wolfram Osgyan



Modell geschützt

Batterie-Lebensdauer über 20 Jahre*

RWB-Jägeruhr TTC-Kalendarium

überlegen und leistungsstark speziell für Jäger entwickelt. Präzises Schweizer Quarz-Uhrwerk Metallgehäuse matt-grau, Mineralglas, Ziffernblatt schwarz, extra stark nachleuchtend. Datum, Wochentag, Mondphase, und für optimale Terminplanung Anzeige der 52 Kalenderwochen, der Monate, sowie mit 6 Farbzonen die Jagdzeiten von Rot-, Dam-, Gams-, Schwarz-, Reh- u. Muffelwild. Wasserdicht bis 30 m Tiefe. – 2 Jahre Garantie – Ausführungen:

mit reißfestem Lederband

DM 369,-

mit Edelstahlband grau

DM 399,-

Versand per NN oder Vorauskasse Volksbank Pforzheim Kto. 742-9 (BLZ 666 900 00). Keine Versandkosten (Ausland-Versand + DM 15,-), 14 Tage Rückgaberecht. Zu beziehen direkt vom Hersteller

**RWB-Uhren · Postfach 21 01
75207 Keltern-2**

Telefon + Fax (0 72 36) 63 58

* Die neue Lithium-Jod-Batterie ist unglücklich und deshalb problemlos in der Entsorgung.